

Erscheint jeden Mittwoch.  
Preis jährlich 3 Rubel  
mit Übersendung.

# Klemens

Adresse: Саратовъ, католич.  
семинарія, І Крушинскому.  
oder: Саратовъ, типо-лит.  
Г. Х. Шельгорнъ и К",  
д. Тилло, противъ театра.

**Inhalt.** Amtliche Nachrichten.—Die hl. Engel, unsere Beschützer.—Der Fortschritt des Katholicismus im 19. Jahrhundert.—Die 48. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.—Weder Dreh- noch Ansburg.—Die Engelwacht.—Korrespondenz.—Aus Welt und Kirche.—Allerlei.—Ankündigungen.—

Bitte, den „Klemens“ bestellen zu wollen!

## Amtliche Nachrichten.

11. September. Ernannt: Der Pfarrer von Mannheim P. Johannes Ungemach zum Religionslehrer an den mittleren Lehranstalten in Tiflis. Die Verwaltung der Pfarrei Mannheim ist zeitweilig P. Cyriak Reichert übertragen.

## Die hl. Engel, unsere Beschützer.

(Fortsetzung).

„Und der Engel des Herrn redete zu Elias und sprach: Geh hinab mit ihm und fürchte dich nicht! Also stand er auf und ging hinab mit ihm zu dem Könige.“ 4. Könige, 1, 15.

Geno wie weit als die Seele den Leib übertrifft, und der Himmel wertvoller ist als die Erde, soviel mehr sorgen die hl. Engel für unsere Seele als für unseren Leib, für unser ewiges als für unseres zeitliches Wohl. Dazu hat Gott sie vorzüglich zu unseren Beschützern bestellt, weil er will, „daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.“<sup>1)</sup> Zwei Ursachen sind es nun, die den Menschen von Gott abbringen und auf Irrwege leiten: Verirrung des Herzens und Verblendung des Verstandes. Die böse Begierlichkeit treibt den Menschen an, der bösen Lust zu frönen, Gott und seine Gebote zu verachten. Der Teufel, der größte Feind des Menschengeschlechtes, kommt ihr zu Hilfe durch seine Einflüsterungen und Versuchungen und stärkt seine schwarze That durch das verführerische Beispiel gottloser Leute. Das sind unsere Gegner; mit ihnen haben wir zu kämpfen. Wer wird uns beistehen? Die hl. Schutzengel. Auf welche Weise machen sie das? Sie ermahnen uns zum Guten, stärken uns im Kampfe, geben uns ein, auf welche Weise wir den Nachstellungen des bösen Feindes entgehen können, und halten uns ab vom Bösen. Gleich aus dem ersten Beispiel, das wir aus der hl. Schrift anführten, ersehen wir, wie der Engel Agar zum Guten mahnte. „Kehre zurück,“ sprach er zu ihr, „zu deiner Gebieterin und demütige dich unter ihrer Hand.“ Thue also daß, was deine Pflicht ist. Wie oft sagt dieses auch unser Schutzengel zu uns! Wie oft ist es dir, als ob jemand dir ins Ohr flüstern würde: Gehe wieder einmal zur hl. Beicht, unterlasse nicht dein Gebet, habe Mitleid mit diesem Armen, gib acht auf deine Kinder und vieles andere. Siehe, das thut der hl. Schutzengel. Du wirst versucht, eine schwere Sünde zu begehen. Da kommt

dir in den Sinn, was du von der schweren Strafe für die Sünde in der Schule oder in der Kirche oder im Beichtstuhl gehört hast, wie schändlich du handeln würdest, wolltest du Gott, deinen allerliebsten Vater, beleidigen, wie „schwer es ist wider den Stachel auszuschiessen,“<sup>2)</sup> oder wie „groß und schrecklich der Tag des Herrn ist,“<sup>3)</sup> und du wendest dich weg von der Versuchung. Dein hl. Schutzengel hat dir diese Wahrheiten eingegeben, um dich vor der Sünde zu bewahren. So erhältst du unzählige Mahnungen von deinem himmlischen Begleiter, unzählige Anregungen zum Guten, unzählige Warnungen vor dem Bösen, Kraft und Stärke zur Beharrlichkeit. Elias floh vor Jezebel in die Wüste und setzte sich traurig und niedergeschlagen unter einen Wacholderbaum. Vor lauter Unglück wünschte er zu sterben, da kam ein Engel und stärkte ihn.<sup>4)</sup> So brechen auch über uns oft schwere Trübsale herein und verleiden uns das Leben, unsere hl. Schutzengel kommen uns da zu Hilfe. Dank ihrem Beistand verursachen uns die Leiden keinen Schaden, sondern reichen uns zum Nutzen. Die hl. Engel entfachen in uns die Liebe Gottes, und „denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten.“<sup>5)</sup> „Ein Streit ist das Menschenleben auf Erden; und wie die Tage des Tagelöhners seine Tage.“<sup>6)</sup> Ja, wir haben zu streiten für das tägliche Auskommen, wir haben zu kämpfen wider unsere eigene Schwäche, aber wir haben auch zu streiten gegen die Mächte der Finsternis. „Wir haben nicht (bloß) zu kämpfen wider Fleisch und Blut, sondern wider die Oberherrschaften und Mächte, wider die Beherrscher der Welt in dieser Finsternis, wider die Geister der Bosheit in der Luft.“<sup>7)</sup> Und: „Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlingen könne.“<sup>8)</sup> Aber wir werden sicher siegen, sofern wir uns nicht freiwillig den Feinden übergeben wollen. Fürchten wir nur Gott, und der Beistand der hl. Engel ist uns gewiß; denn so heißt es in der hl. Schrift: „Der Engel des Herrn wird sich lagern um die, so ihn fürchten, und sie erretten.“<sup>9)</sup> „Indem sich die Engel den Heiligen nahen,“ schreibt Isaak von Ninive, „werden sie zu deren Gefährten in ihren Versuchungen und Leiden.“<sup>10)</sup> Wie sehr müssen wir also Gott dankbar dafür sein, daß er die hl. Engel zu unseren Beschützern bestimmt hat! „Das ist das Amt der Engel, daß sie Gott dienen zu unserem Heile. Das ihre Wirksamkeit, daß sie alles vollbringen zur

<sup>2)</sup> Apostelgeschichte, 26, 14. <sup>3)</sup> Joel, 2, 31. <sup>4)</sup> 3. Könige, 19, 1—8.

<sup>5)</sup> Römer, 8, 28. <sup>6)</sup> Job, 7, 1.

<sup>7)</sup> Ephesier, 6, 12. <sup>8)</sup> 1. Petri, 5, 8. <sup>9)</sup> Psalm, 33, 8. <sup>10)</sup> Sechste Abhandl. v. tugendb. Leben.

<sup>1)</sup> 1. Timotheus, 2, 4.

Rettung der Brüder," <sup>11)</sup> sagt der hl. Johannes Chrysostomus.

Die hl. Engel sorgen also für unseren Leib und für unsere Seele. Sie begleiten uns auf unseren Wegen, damit wir das Böse meiden und das Gute vollbringen. Doch unseren freien Willen nehmen sie uns nicht. Deshalb können wir die Mahnungen des hl. Schutzengels überhören und sündigen. Thun wir das, so ist es für uns sehr gefährlich; denn wenn schon ein irdischer König gegen jene zürnt, die seinen Beamten widerstehen, wie viel mehr muß der König aller Könige beleidigt werden, wenn wir seinen himmlischen Dienern, die er für uns bestimmt hat, nicht Folge leisten wollen? In ihren Gebeten am Schutzengel feste mahnt uns die hl. Kirche, unsere Mutter, auf die Eingebungen des hl. Schutzengels zu achten, indem sie die Worte aus der hl. Schrift anführt, die Gott zu den Israheliten sprach: „Siehe, ich sende meinen Engel, daß er vor dir herziehe, und dich bewahre auf dem Wege, und dich führe an den Ort, den ich bereitet. Habe acht auf ihn, und höre seine Stimme, und gedenke nicht, ihn verschmähen zu dürfen; denn wenn du sündigst, wird er dir nicht verzeihen, und mein Name ist in ihm. Wenn du aber seine Stimme hörst und alles thust, was ich sage, so will ich der Feind deiner Feinde sein und schlagen, die dich schlagen.“ <sup>12)</sup> Der Engel hat die Aufgabe, dich an den Ort zu führen, den Gott für dich bereitet hat, d. h. in den Himmel. Du aber deinerseits hast die Pflicht, dem Engel zu gehorchen, ihm zu folgen, wenn er dich vor der Sünde warnt oder dich zur Tugend bestimmen will. Thust du das nicht, so wird Gott dich dafür bestrafen; denn der hl. Schutzengel hat, was er gethan, auf Gottes Befehl gethan, hörst du auf ihn nicht, so widersetzt du dich Gott selber. Darum heißt es: „Hab acht auf ihn und höre seine Stimme, und gedenke nicht, ihn verschmähen zu dürfen.“ Du kannst nicht ohne Schuld das verschmähen, was Gott durch eine Gnade dir zukommen läßt. „Wie ein ungeratener Sohn,“ schreibt der hl. Johannes Chrysostomus, „der es mit den Begnern seines Vaters hält, enterbt wird, ebenso werden auch wir, wenn wir von den Engeln, diesen bewährten Freunden Gottes, die zu unserem Schutze bestellt sind, nichts wissen wollen und dafür mit dem Teufel verkehren, jedenfalls enterbt werden.“ <sup>13)</sup> Was sollen wir also thun? Wir müssen mit großer Gewissenhaftigkeit den Einsprechungen unseres hl. Schutzengels folgen, bei jeder Versuchung zur Sünde uns an seine Gegenwart erinnern und denken: Mein hl. Schutzengel sieht mich. Ich würde die Sünde nicht thun, wenn Leute dabei wären, wie sollte ich also sündigen, da ein himmlischer Geist zugegen ist? Ferner müssen wir eine große Ehrfurcht zu unseren hl. Schutzengeln hegen, sie täglich des Morgens und des Abends anrufen und um ihren Beistand in unserer Todesstunde bitten, dann werden sie uns vom Richterstuhle Gottes in den Himmel begleiten.

Hieronymus.

(Schluß folgt.)

## Der Fortschritt des Katholicismus im 19. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

### Westafrika.

**D**er weitaus größte Teil der westafrikanischen Küste gehörte im 18. Jahrhunderte noch den Portugiesen. Nachdem aber der berüchtigte Minister Pomhal die Jesuitenvertreibung und Ordensaufhebung durchgesetzt hatte, wodurch auch die afrikanischen Missionsgebiete betroffen wurden, litt die Pflege des Christentums in diesen Ländereien, welche damals noch eine riesige Diözese St. Paul in Loando mit mehreren Millionen Katholiken bildeten, ungeheuren Schaden, und zwar so, daß infolge der gänzlichen Verlassenheit in religiöser Beziehung und infolge der hiedurch bedingten zunehmenden Verwilderung diese großen Gebiete auch in politischer Hinsicht für Portugal verloren gingen. Als die europäischen Großmächte über Verteilung der herrenlosen Gebiete Afrikas Verhandlung pflogen, konnte Portugal seine Prioritätsrechte auf die westafrikanische Küste nicht mehr nachweisen, weil fast jede Spur der ehemaligen christlichen Kultur vertilgt erschien, und kein Gotteshaus, keine christliche Gemeinde, kein Priester vorhanden war, der zum Beweise der früheren Ansässigkeit und Kulturthätigkeit Portugals hätte dienen können. Die ihrer Bischöfe und Priester beraubte Herde war naturgemäß dem Untergange verfallen und die wenigen Überreste derselben trugen völlig heidnisches Gepräge an sich. Es mußte also mit der Christianisierung Westafrikas sozusagen von Grund auf neu begonnen werden, und das geschah vielfach erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Jetzt sind diese Küstenstrecken bereits in zahlreiche apostolische Vikariate und Präfecturen eingeteilt, und viele Missionsstationen wurden errichtet.

Senegal und Senegambien werden beide von einem Bischöfe verwaltet. Hier wurde das Christentum unter französischem Einfluß zwar viel weniger gefördert als der Islam, aber dennoch entwickelte sich die katholische Missionsthätigkeit sehr kräftig. Im Jahre 1840 gab es dort noch keinen einheimischen Katholiken, gegenwärtig gibt es deren schon 12,800, die von 35 Missionären geleitet werden, 30 Kirchen und Kapellen wurden erbaut.

Der Küstenstrich von Sierra Leone und der Negersfreistaat Liberia stehen ganz unter britischem Einfluß, weshalb sich hier hauptsächlich die protestantische Missionsthätigkeit entfalten konnte. Allein auch die katholische Mission unter Leitung der Väter vom hl. Geiste machte seit 1863 erfreuliche Fortschritte. Jetzt besteht schon für die 2000 Katholiken Liberias ein apostolisches Vikariat mit 10 Missionären, 7 Schwestern und 6 Schulen. Die protestantische Mission zählt hingegen 40,000 Anhänger.

Günstiger steht es um die katholische Missionsarbeit an der Sklavenküste; es besteht da ein apostolisches Vikariat mit 4 Präfecturen, 45 Missionären, 21 Kirchen und 42 Schulen. Während im Jahre 1860 noch nichts vorhanden war, zählt man 1900 bereits 22,300 katholische Christen. Nicht minder erfolgreich sind die Missionen am Gabun und an der Küste von Guinea. Man zählt dort gegenwärtig 7530 Katholiken.

Im Kongogebiet waren am Beginne des Jahrhunderts noch schwache Spuren der einstigen blühenden

<sup>11)</sup> 3. Homilie über den Hebräerbrief, 1, 14. <sup>12)</sup> 2. Moses, 23, 20--22. <sup>13)</sup> 22. Homilie über den Ephesierb. 6, 13.

Christenmission zu finden, jedoch mußte die Missionsarbeit wieder von Grund auf beginnen. Dies konnte ungehindert erst geschehen, nachdem durch die europäische Diplomatie die politische Verteilung dieser Ländereien zum Abschlusse gelangt und dem heiligen Stuhle auf dessen Intervention hin die Religions- und Kultusfreiheit zugestanden worden war. Im französischen und belgischen Kongogebiet wurden alsbald apostolische Vikariate errichtet und die Missionsarbeit unter verschiedene geistliche Orden verteilt. In ganz Westafrika sind bis jetzt 18 katholische Missionsunternehmungen thätig unter der Oberleitung von 6 apostolischen Vikaren und 9 apostolischen Präfecten. 186 Missionäre arbeiten an der Christianisierung der Eingeborenen, 112 Kirchen und Kapellen sind erstanden, und die Zahl der Katholiken ist auf 47,050 gestiegen. Die Protestanten zählen jedoch in ihrem Missionsgebiet von Westafrika ungefähr 100,000 Konfessionsangehörige.

### Südafrika.

Von den ehemaligen christlichen Ansiedelungen der Holländer und Portugiesen an der Südspitze Afrikas blieb bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nicht viel übrig. Nachdem die Engländer von Kapland und Natal Besitz ergriffen hatten, waren sie der beginnenden katholischen Missionsthätigkeit schon aus dem Grunde nicht abgeneigt, weil es ihnen sehr daran gelegen sein mußte, die ins Innere der Landes zurückgedrängten wilden Volksstämme besser im Zaume zu halten. 1837 erhielt die Kapkolonie ein apostolisches Vikariat, heute sind bereits 2 apostolische Vikare im Lande, 52 Missionäre sind an der Arbeit, und den 50 Katholiken, die es anno 1800 hier gab, stehen jetzt 125,000 gegenüber. Das apostolische Vikariat Natal, welches vor 50 Jahren kaum 800 katholische Christen zählte, hat dermalen 12,000 aufzuweisen mit 19 Priestern, 140 Trappisten (Marianhill) 60 Trappistinnen, 21 Kirchen, 17 Schulen, 1 Mädchenpensionat und 2 Waisenhäuser.

Der Oranje-Freistaat besitzt ebenfalls eine katholische Mission mit einem apostolischen Vikar, der zu Kimberley residirt. Auf eine Million Einwohner kommen schon 5600 Katholiken. In Transvaal gibt es dermalen ungefähr 6200 katholische Christen; der apostolische Vikar hat seinen Sitz in Johannesburg.

Wenn wir ganz Südafrika zusammenfassen, so ergibt sich eine Gesamtzahl von 8 Missionsbezirken mit 4 apostolischen Vikaren, 3 apostolischen Präfecten, 106 Missionären, 97 Kirchen und Kapellen, 124 Schulen und 138,800 katholischen Christen.

(Schluß folgt.)

### Die 48. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

**I**n Dsnabrück tagte vom 25.—29. August die 48. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. Dieselbe ist die großartigste und imposanteste Kundgebung des katholischen Deutschlands gewesen, so gewaltig, so massenhaft besucht, so herrlich in ihrem Verlauf, so begeistert in ihren Reden und so einmütig in ihren Debatten und Beschlüssen, wie keine ihrer 47 Vorgängerinnen, so riesig dieselben auch waren: sie hat sie alle übertroffen, das ist das einstimmige Urteil sämtlicher Teilnehmer, die einen unvergeßlichen Eindruck mit heimgenommen haben. Trotzdem geradezu ungeheure Räumlichkeiten zur Verfügung standen, mußten wiederholt Doppelversammlungen abgehalten werden. So z. B. bei

der Generalversammlung des katholischen Volksvereins, wo auch in der gleichzeitig tagenden Nebenversammlung der Platz nicht reichte. Auch für die zweite große öffentliche Versammlung des Katholikentags am Dienstag den 26. August reichte der Saal nicht, in dem doch 7000 Personen Platz haben, und es mußte, was noch niemals erhört wurde, auf einem Katholikentag gleichzeitig eine zweite „Zweite öffentliche Versammlung“ gehalten werden. Mit der Männerwelt wetteiferten die katholischen Frauen im Besuch der sämtlichen Versammlungen. In der großen Halle, welche über 1000 Plätze für die Damen auf den Galerien hat, waren diese Plätze stets schon eine Stunde vor Beginn überfüllt, und die Frauen harrten aus bis zum Ende, auch wenn die Reden zusammen drei Stunden und darüber dauerten. Eine Einmütigkeit, eine Freudigkeit des Bekenntnisses zum katholischen Glauben, eine Liebe und eine begeisterte Entschlossenheit, zur heiligen katholischen Kirche zu stehen bis zum letzten Hauche, herrschte unter allen, die jedermann unvergeßlich sein wird. Unermesslich viel Gutes ist in diesen Tagen gewirkt worden; der Mut, die Treue, der Glaube sind in allen neu hell aufgeflammt, und jeder ist aufs neue stolz gewesen auf seinen heiligen Glauben und seine heilige katholische Kirche, welche allein solche Feste ihrem Volke zu geben vermag. Drei Bischöfe nahmen am dem ganzen Verlauf der Generalversammlung teil, und ihre Ansprachen, besonders die des Bischofs von Dsnabrück selber, bildeten Glanzpunkte der Verhandlungen. Die in den vier öffentlichen Versammlungen an das ganze katholische Volk gehaltenen Reden behandelten die wichtigsten Fragen, welche unsere Gegenwart bewegen. Allen war u. a. der Gedanke gemeinsam, daß es angesichts der immer wachsenden protestantischen Angriffe auf uns, angesichts der „Los von Rom“-Bewegung, des Grafmann-Schwindels, der „Evangelisationsgesellschaft“, d. h. des offenen Planes, die Katholiken durch falsche Vorpiegelungen zum Abfall zu bringen, und anderer Kennzeichen eines nahenden großen zweiten Kulturkampfes es für die Katholiken Deutschlands Ehrensache und heilige Pflicht ist, sich bis zum letzten Mann zu sammeln und in dieser Not und Gefahr für sich und die bedrängten Brüder zur einmütigen Abwehr einzutreten. Aus aller Reden klang dieses ernste Thema durch, und der Eindruck, den diese Ausblicke und Mahnungen, diese Rufe zur Sammlung und zur Verteidigung unseres heiligen Glaubens gegenüber den erbitterten und haßerfüllten Gegnern machten, war unbeschreiblich. Die Generalversammlung in Dsnabrück hat den neuen Kulturkämpfern die Antwort gegeben, und im ganzen katholischen Deutschland hallt es begeistert nach: „wir sind alle eins, wir stehen alle, Mann für Mann hinter euch!“ Es wird sich auch überall aufs neue regen im katholischen Volk, und man wird in die That umsetzen, was dort beschlossen und empfohlen wurde; bis ins letzte Dörflein, in die verlassensten Gegenden hinaus wird man's verspüren. Nicht mit Unrecht hat der Vorsitzende zum Schluß gesagt: „Wenn doch Windthorst selig diesen Tag noch erlebt hätte!“ Jeder katholische Mann wird einsehen, daß es heute, daß es jetzt kein Liebäugeln mehr gibt mit den Gegnern, daß die Zeit da ist, wo es heilige Pflicht ist, ganz und voll seinen Glauben zu bekennen, wenn man nicht sich selbst zum Abtrünnigen und Verräter stampeln will. Zum Schlusse soll angefügt werden, daß die nächste 49. Generalversammlung in Mannheim stattfindet, wo sich die württembergischen Katholiken zweifellos sehr zahlreich beteiligen werden; die Ehre der fünfzigsten Jubiläumsversammlung hat sich bereits Köln ausbeeten. Das mag allerdings einzigartig werden; bis dahin wird hoffentlich der katholische Volksverein die Zahl einer Viertelmillion von Mitgliedern nicht bloß erreicht, sondern überschritten haben. Wenn in späterer Zeit, nach Hunderten von Jahren die Menschheit zurückblickt und zurückblättert in der Geschichte, so werden die Katholikerversammlungen Deutschlands zum Schönsten, Erhebendsten, Größten und Besten zählen, was die katholische Liebe und Treue in der gesamten Geschichte der Kirche ins Leben gerufen hat.

### Weder Dreh- noch Ansburg.

**I**n № 45 des „Klemens“ hat unser sonderbarer „Freund“ wiederum seine ihm eigene Schulmeisterweisheit, oder besser, ja viel besser gesagt, Schulmeisterpolitik aus dem Stegreif probiert. Wie für das Wohl der Felsenburger Gemeinde

bedacht, wie von Mitleid über ihren traurigen Zustand gerührt, sucht dieser Herr „Freund“ mit aller Gewalt, seine maskierten Pläne auszuführen, seine Hehlpolitik durchzusetzen. Die Sache scheint verächtlich genug, wenn man einmal die Unterrichtsweise dieses eigenartigen „Freundes“ näher betrachtet. — Sie, Herr „Freund“, reden mit solcher Wucht von „tüchtigen Männern“, als ob Sie selbst oder „Allertüchtigste“ wären. Dann wollen Sie wissen, daß in Felsenburg (also weder Dreh- noch Ansburg) die Jugend ganz verdorben sei, bis spät in die Nacht auf der Straße herumtobe, schlechte Lieder singe u. s. w., und daran sei der Lehrer schuld. — Aber, Herr „Freund“, da haben Sie sich ja selbst gebrannt! Verstehen Sie unter Ihrer „Jugend“ die 10jährigen, so ist dies einfach nicht wahr! Ob es die, welche älter sind, thun, das bleibt sich hier ganz gleich; denn der Lehrer, den Sie in so sonderbarer Weise zu fixeln suchen, ist erst drei Jahre hier, es ist daher ganz unklug, ihn in diesem Falle zu beschuldigen. Es soll hier keineswegs gelehrt werden, daß es in dieser Hinsicht ziemlich traurig aussieht. Da müssen aber die Eltern vor allem ihre Pflicht thun, der Lehrer wird von seiner Seite gewiß mithelfen. So würde nun von zwei Seiten dem Seelsorger nachgeholfen werden. Also der Seelsorger, die Eltern und die Lehrer müssen bei dieser schweren Arbeit Hand in Hand gehen; selbst dann geht es vielleicht nicht so glänzend voran, wie Sie es sich vorstellen. Aber Sie, Herr „Freund“, wollen deswegen den Lehrer geißeln. Nichtig verstanden, trifft ihre Kritik auch den Seelsorger aufs Haupt, und unter der Maske des Wohlwollens rügen Sie dann diesen Fehler an den Felsenburgern! Schwach, schwach! Herr „Freund!“ —

Ferner wissen Sie so manches von den langen Schulbänken zu berichten, vom Boden, vom Streichen, von Reinigung u. s. w.

Wenn man Ihre Methode durchgeht, bekommt man wirklich Lust, Lehrer zu werden. Würden die von Ihnen so viel besungenen Dreh- oder Ansburger Sie, Herr „Freund“, heute als Lehrer anstellen, da würde es anders rauschen; nicht wahr? Sie, Herr „Freund“, würden gleich Ihr Licht leuchten lassen, daß die Sonne in Ihnen einen Nebenbuhler erblickte, der Nacht aber angst und bange wäre um ihr Dasein. Und wie würde das der Herr „Freund“ anfangen? — Ganz einfach! Ihr Felsenburger, hört zu! Zuerst würde er die Lehrerwohnung gründlich ausreinigen; das würde aber stauben, daß ganz Felsenburg in Gefahr käme zu ersticken. Wenn dann so ein harmloser Felsenburger fragen würde: Was ist denn da droben im Mitteldorf los? So könnte er die frohe Kunde hören: „Unser neuer Lehrer führt die neue Unterrichtsweise in der Schule ein.“ Dann müßten die „himmellangen“ Bänke abgeschnitten werden, aber „sehr kurz“, denn davon hängt sehr viel ab, wie er meint; ferner müßte der Schulboden schön gestrichen werden, dann könnte der ernste Unterricht beginnen. Die alte oder veraltete Unterrichtsweise würde unser Herr „Freund“ gleich mit der Einführung der neuen verdrängen. — Aber, Herr „Freund“, worin besteht denn Ihre neue Methode? Ja, das weiß Gott und vielleicht auch Sie! Die alte kennzeichnen Sie schlechtthin mit dem Wort „auffagen.“ Aber wissen Sie denn nicht, daß „auffagen“ bei unsern Leuten hier nicht mehr und nicht weniger heißen soll als gefragt werden? Sie, Herr „Freund“, würden demnach die Fragen ganz abschaffen? Diese Mitteilungsart wäre wohl sehr gut für manches alte Weib, das immer so viel zu erzählen hat, daß die anderen niemals zum Wort kommen; würde nämlich einer ihrer Zuhörer unwillig über ein solches Geplauder, so könnte die Alte ganz im Tone der Bildung sagen: „Das ist doch die neue Methode.“

— Doch gehen wir einmal der Sache auf den Grund. Ist es denn wirklich Liebe und Wohlwollen, was unsern Herrn „Freund“ zu dem dreifachen Angstschrei bewog? (№№ 8, 18, 45.) Die Felsenburger würden hier gewiß nein sagen. Das Ach und Weh sollte nur bewirken, daß der Lehrer entweder selbst davonlaufe oder von der Gemeinde fortgejagt werde. Die Hauptsache in der ganzen Geschichte ist: in Felsenburg soll die Lehrer-Küster- und Schreiberstelle frei werden. Es soll also nur Platz gemacht werden für einen andern; das ist hier die Politik, wie ich es oben nannte. Und da bemüht sich dieser Politiker, andern Sand in die Augen zu streuen, indem er sagt: „Man dreht und dreht . . . der Neid und Parteigeist wird wieder nicht zugeben, daß man einen andern anstellt.“ Aber, Herr „Freund“, waren Sie bei der Wahl zugegen? Ist es nicht Thatsache, daß nur zwei Stimmen gegen ihn

waren? Also die ganze Gemeinde, auch der Priester dabei ist eine Partei? Was verstehen Sie denn unter Partei? — Werfen Sie daher die Maske ab, Herr „Freund“, und fasseln Sie nicht mehr von Schulbänken, vom Boden, Streichen, Reinigen, Partei u. s. w.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der Lehrer, von dem hier die Rede ist, besser sei, als jeder andre; ich überlasse es vielmehr dem Seelsorger und der Gemeinde; daß er aber als Küster alle seine Vorgänger übertrifft, soll rühmlichst anerkannt werden.

Der Felsenburger bester Feind.

### Die Engelwacht.

**H**och über die freundlich blinkenden, roten Ziegeldächer des Ortschaftens ragt der einzigen Kirche Turm, ähnlich einer getreuen Warte, scharf hinausspähend in die weiten Lande. Die Mittagshize eines glühenden Sommertages brüht über den Giebeln. Der Glöckner hat sein Lugstübchen droben auf dem Turm nach einem vorprüfenden Rundblick eben verlassen. Ringsum wohnt der Friede. Nur der Rauch steigt aus mancher wohnlichen Hütte friedlich in die goldblaue Höhe, keine schreckende Feuerfäule mahnt zu dem metallenen, schaurigen Wecker empor. Darum ist der Turmwart tiefer hinabgestiegen in die frische Kühle der dicken Steinmauer, eine freie Stunde zu kleinen Ausbesserungen am Gehäuse des Glockenstuhles zu verwenden.

Die Frau des Turmwärters weilt da unten in der Stadt, des Hauses Geschäfte abzuthun, und oben in der engen Turmzelle ist die Großmutter von der Brüttehize, die unter den Kupferplatten der Dachdeckung hervorhaucht, allmählich über dem Spinnrade eingenickt. Das am Fußboden spielende Kind unterbricht, mit scheuem Blicke das stille Antlitz der silberhaarigen Schläferin betrachtend, durch kein Geräusch die Stille umher. Auf die Dauer wird dem rührigen Kleinen die Unbequemlichkeit, zu der er sich selbst hergibt, um Großmütterchen nicht zu stören, doch zu lästig. Es erpäßt die zur Erfrischung der Stubenluft bloß angelehnte Thür, welche aus dem Gemach auf das außen rundum laufende Geländer führt, und auf allen Bieren sich forttschleichend, rückt es leicht und leise bis zur klaffenden Ausgangspforte. Das goldflimmernde Tageslicht, die frische Luft, welche so erquickend durch die Spalte hereinschmeicheln und säckeln, während im Stübchen arge Hize drückt, locken unwiderstehlich.

Leise ist das Kind hindurchgeschlüpft, richtet sich draußen langsam auf die Beine und atmet nun mit vergnüglichem Gesichtchen hoch auf in der reinen Luftströmung. Endlich wird die Neugier rege, es verlangt nach Zeitvertreib, und so versucht es einen Rundgang auf den wackelnden Füßchen. Das hat keine Gefahr, eine eiserne, ellenhohe Einfassung schützt als Brustwehr den Turmgang. Lauschig steckt er das Köpfschen zwischen die erzenen Stäbe der Gatterung und freut sich herzlich am weiten, bunten Ausblick. Gesättigt von der Umschau, fällt nun das Auge in die Tiefe. Dort sieht es auf dem offenen Markte und in den Straßen viele Menschen und Tiere, so winzig und so klein, wie es selbst. Das dünken ihm wandelnde, bewegliche Puppen zu sein; o, Puppen, — mit denen es so gern spielt, und ganz fröhlich klatscht es in die Händchen und jauchzt lustig über den Anblick. Das Verlangen, mehr davon zu sehen und näher daran zu sein, steigert sich. Es meint noch manches verborgen von der Spanne, die zwischen ihm und dem Abgrund liegt.

Voll reger Neugier versucht das Kind, sich durchzudrängen zwischen den Stabstöcken. Dem so schwächtigen Kinderleibe gelingt dies. Die grobgeschmiedeten Eisensäulen haben Schieferrissen. Einer derselben faßt mit vielen Hächensplintern das Wollkleid des Kindes. In seiner Strebung gehemmt, wankte es hin mit halbem Leib außerhalb auf dem Gefirnskranze der Steinquadern, welche die Fassung des Geländers um ein paar Hände frei überragen. Es schiebt wieder zurück, nestelt das Kleid los vom zerrenden Eisendorn und zwingt sich nun ganz durch die Gitterstäbe. Jetzt steht es draußen auf dem schmalen Fries des Plattenkranzes und — Stab um Stab mit beiden Händchen fassend — hilft es sich daran fort, auf Haarsbreite oft an die abklüfftige Linie des Gleichgewichts streifend. Also umgeht es die Turmrunde außerhalb der Gatterung. Unbewußt der gräßlichen Verwegenheit seines Ganges, hält es zuweilen

inne, schaut schwindellos in den gähnenden Abgrund und stampft vor Entzücken mit den Füßen, wenn irgend etwas seinen schweifenden Blicken gefällt.

Plötzlich zuckt es leicht zusammen und taumelt. Ein Quaderstück, von Zeit und Wetter gelockert, hat unter der Wucht des kindlichen Leibes geschüttelt. Wenn nicht unsichtbare Helfer es fassen, schmettert es jetzt rettungslos in die Tiefe, — doch schnell und unerschrocken hat es die Stäbe wieder umschlungen und setzt den grausig schwindelnden Pfad fort. Da blüht vor seinen Augen wilder Goldlack aus den Steinritzen von unten herauf, dessen Samen launische Winde dahin getragen. Das Kind lacht den Blumen entgegen, beugt sich nieder zum Pflücken und schwebt dicht am Rande, auslangend den kurzen Arm nach den schwer zu erhaschenden Pflanzen, welche der Luftzug hin- und herschaukelt, während die zweite Hand unter dem Herabbiegen nach einer Geländerstange faßt. Dicht unter dem Rehlrande des Gefirnzes haben Dohlen ihre Nester. Die herabgreifende Hand schencht die Tiere auf. Mit wildem Geschrei fährt der ganze Schwarm krächzend und flatternd hervor. — Das Kind erschrickt, schreit auf, die Eisenstange, wonach es gegriffen, faßt nictlos in ihrer Bohrung, sie bewegt sich und schießt wuchtig, dicht neben dem Kinde hinunter. Dieses schwanft, verliert den Stützpunkt und beginnt, ohne Halt von der Stelle zu rücken.

Inmitten dieser Szene kehrt die Mutter von ihrem Ausgang in das Städtchen in die Nähe des Turmes zurück. Heiter und guter Dinge suchten ihre Augen mit dem Behagen eines wohligen Glückes die hohe Stätte ihrer häuslichen und mütterlichen Seligkeit, den kleinen Hofst eines so trauten Liebeslebens, der um vieles näher dem Himmel ist, als die Wohnung anderer Menschen. Da gewahrt ihr lächelnd aufgerichteter Blick plötzlich das Schreckliche, daß der Atem ihr stockt, und das Blut still stehen will. Dann bricht ihr der Schweiß aus allen Poren mit fiebernder Erschütterung. Die Augen starren die majestätische Höhe empor, hochauf wogt die feuchende Brust, unwillkürlich hebt sie die Arme, und der ganze Körper streckt sich lang aus, wie gedehnt zum Fluge.

Nun mit rasender Angst stürzt sie zur Turmthür in der Kirchenwand. Sie ist verschlossen. Mit Allgewalt zieht sie die Klingel, die hinaufläuft zum Blitzableiter. Der alte rostige Draht reißt von der Heftigkeit des Griffes. Tief auf grollt ihre Seele von namenloser Pein, und doch haben sich die krampfhaft gepreßten Lippen nicht geöffnet. Rings ist alles menschenleer. Um die stille Kirchenseite geht selten ein Wandler, wäre es auch nicht um die heiße Mittagsstunde, die fast jedes Leben in Schlaf gelullt zu haben scheint. Mit verzweifelter Hast rennt sie wieder um die Kirche nach einer offenen Seite, von wo sie hinaufjagen kann die brennenden, rot glühenden Blicke, zu denen sich alles Blut ihres Leibes gesammelt hat. Noch wandelt das Kind harmlos seinen Schauerpfad.

Zurück stürzt sie an die Thür und schlägt mit beiden Händen auf das gefühllose Holz. O, Erbarmen, ihr Mächte des Himmels! In jeder Sekunde kann das Schreckliche geschehen, und noch immer nicht weicht die hindernde Platte. Die unter einer Riesenlast gepreßte Mutterseele ächzt zwischen unbeschreiblichen Martern. Sie rüttelt an der Thür mit vor Verzweiflung gestachelten Kräften, wobei sie die Augen schließt, um nicht bei dem nächsten Atemzug ihr Kind zu ihren Füßen sich krümmen zu sehen. Schon bluten ihr die immer kraftloser werdenden Arme aus unzähligen Rissen, — aber das Mutterherz blutet noch mehr. —

Da plötzlich springt jäh, wie durch ein Wunder, die Thür aus dem abgenutzten, morschen Schloß. Mit einem wahnwitzigen Schrei stürzt sie die endlosen Stufen hinan. Wild, gleich dem gehetzten Reh, raset sie an ihrem nichts ahnenden, ruhig beschäftigten Manne vorüber, höher und immer höher. Krachend, daß die alte Großmutter entsetzt aufspricht, wirft sie die Treppenlucke zum Turmstübchen aus den Angeln, unaufhaltfam getrieben nach dem Schanzgange der Turmspitze. Hinstürzen mit atemlosen Herzen nach der Stelle, wo die Eisenstange fiel, die eben jetzt klirrend heraufschwimmt vom stampfenden Stoß auf das Pflaster, das geschieht schneller als wie der Augen Zucken. Wie ihr zugleich das Kind durch den erweiterten Zwischenraum im Geländer halb entgegenschwanft und kollert, greift sie es blitzschnell, zieht es noch mit bluttriefenden Händen von der tödlichen Kluft krampfhaft an die laut stöhnende Brust, dann sinkt sie in tiefe Ohnmacht. Blumen trägt das arglos lächelnde Kind, Blumen liegen ringsumher, verwehend mit den Winden.

Neben der hingefunkenen Tochter kniet das alte Mütterchen und lispelt ein Gebet mit zitternden Lippen. Zur anderen Seite der Türmer, das abgezogene Käppchen zwischen den innig gefalteten Fingern. Seine Augen haften mit Thränen am Himmel, und aus seinem Stammeln klingen die Worte:

„Du sendest Deine Engel aus,  
Zu wachen rings im Vaterhaus,  
Daß uns kein Leid mag schaden,  
Preis Dir! Du Herr der Gnaden!“

### K o r r e s p o n d e n z.

**Blumenthal.** (Gouv. Taurien.) Blumenthal ist eine der schönsten Kolonien an der Wolotschna, zählt 58 Groß- 6 Kleinwirte und 14 Kleinhäusler.

Das Bet- und Schulhaus der Kol. Blumenthal befand sich seit 1848, in welchem Jahre — wie ich mir sagen ließ — solches erbaut worden, um 90 Faden über der Mitte der Kolonie nach dem oberen Ende.

Bis zum Jahre 1880 stand solches Bethaus ohne weiteres, nun aber sollte dasselbe, weil es baufällig geworden, einer Remonte unterzogen werden. Es wurde zu dem Behufe die Gemeinde versammelt, wo es sich herausstellte, daß nicht alle Gemeindeglieder willens sind, das alte Bethaus zu remontieren, der Teil der Gemeindeglieder, der die 90 Faden weiter nach dem Bethause zu gehen hatte, verlangte, das alte Bethaus niederzureißen und in der Mitte der Kolonie ein neues zu erbauen, was auch endlich das Richtige gewesen wäre; der andere Teil der Gemeinde wollte von Verwerfung des alten Platzes nichts wissen, und somit bildeten sich zwei ziemlich gleiche — nämlich die obere und die untere — Parteien. Es konnte also nichts beschlossen werden, und alles blieb beim alten.

Bis Eingang der 90-er Jahre aber war das Bethaus so in Verfall gekommen, daß es von der Behörde — um etwaiges Unglück zu verhüten — geschlossen werden mußte; es durfte darin weder Betandacht noch Schule gehalten werden.

Endlich Ausgang der 90-er Jahre, einigten sich die Parteien, ein neues Bet- und Schulhaus zu erbauen, doch um den Platz konnte durchaus keine Einigkeit getroffen werden, indem eine jede Partei hartnäckig das Ihrige behauptete, und zwar die obere den alten Platz, die untere Partei dagegen die Mitte der Kolonie. Nun fügte es sich, daß der Landvogt nach Blumenthal kam; dieser bewog die Parteien, um den Platz das Los zu werfen; endlich einigte man sich dahin, und das Los bestimmte den alten Platz.

Nun könnte man meinen, der Parteihaf wird das Seinige thun und dem Baue des Bethauses Stockungen verursachen, doch im Gegenteil — ich muß es zur Ehre der Blumenthaler Gemeinde sagen; nach der Entscheidung durch das Los war weder Unwille noch Parteihaf zu merken, man ging mit Eintracht, Fleiß und Lust ans Werk und erbaute ein Bet- und Schulhaus.

Letzteres aber ausführlich zu beschreiben — was ich der Gemeinde Blumenthal zur Belobung gerne gethan hätte — würde mich zu weit führen, deshalb fasse ich mich kurz und sage nur, daß das Blumenthaler Bet- und Schulhaus sehr schön und massiv gebaut ist, und daß solches als Mustergebäude gelten kann.

Weil ich an einem Sonntage in Blumenthal war, ging ich auch in die Betandacht und hatte somit auch Gelegenheit, die Ausschmückung des Betsaales in Augenschein zu nehmen. Weil ich mich schon einmal kurz fassen muß, so sei nur gesagt, daß die Ausschmückung des Betsaals eine sehr prachtwolle ist und an ihr nichts zu wünschen bleibt. An all diesem kann man sehen, daß in Blumenthal unter den Menschen, Christentum, Eintracht und Liebe herrscht.

Das einzige, was mir in Blumenthal mißfiel, ist die unfinnige Pufftracht der Kleider bei dem weiblichen Geschlechte. Ich sah daselbst einige Personen, die hatten ihre Menschengestalt durch Puff und Spitzen so verunstaltet, daß sie einer Fraße glichen.

Ein Katholik.

**Marienthal.** (Gouv. Samara.) 28. Aug. 1901. Doppelt unglücklich ist der Einwohner von Marienthal Peter Staub gewesen. Am 5. August war er im Nachbarsdorf Loui. Dort hatte er bei einer Gelegenheit mit seinen Bekannten geschnappt, wobei das richtige Maß überschritten wurde. Spät abends machte sich Staub auf den Heimweg. Als er bei Marienthal an den Karman kam, war es

schon ganz dunkel. Der Weg über den Fluß führt an einem steilen Ufer herunter. Doch wäre Staub vielleicht nicht verunglückt, wenn er den richtigen Überfahrtsplatz getroffen hätte. So aber kam er an die Stelle, wo vor einigen Jahren die Brücke war, jetzt aber ein steiler Abhang ist. Sein Wagen war unterwegs schon zerbrochen, infolgedessen er das Pferd ausgespannt hatte. Dieses, den Abgrund merkend, wollte nicht vorwärts. Doch Staub trieb es an. Ein Satz, und das arme Tier stürzte in den Abgrund, seinen Herrn mit sich reisend. Staub fiel so unglücklich, daß er das Genick brach. Er konnte den Kopf nicht im geringsten bewegen und mußte liegen bleiben, wie er gefallen war. Erst am Morgen bemerkten ihn einige Frauen, die selbstverständlich gleich Alarm schlugen. Seine Frau wurde gerufen, die den Verunglückten nach Hause tragen ließ. Staub hatte unbeschreibliche Schmerzen auszustehen. Zehnmal sei er schon während der Nacht gestorben, sagte er, und verlangte weiter nichts mehr, als den Vater. „Du stinkst ja noch ganz nach Branntwein und willst den Vater haben? Warte bis morgen,“ sagte die Frau, nicht erwägend, daß der Mensch über den morgigen Tag nicht Herr ist. Der unglückliche Mann rang mit dem Tode den ganzen Tag und verschied gegen Abend, ohne den Priester gesehen zu haben. Da ein Sammern und Weinen, ein Schluchzen und Klagen, es war aber zu spät. Vellagenswerter Mann. Schon unglücklich, weil er sein Leben auf solche Weise einbüßen mußte, aber noch viel mehr, weil er noch ohne den Trost der Religion von hinnen scheiden mußte. Wie notwendig hätte er den Priester gebraucht. Doch wegen seines innigen Verlangens nach ihm, wird er bei allbarmherzigen Vater Gnade erlangt haben. Er ruhe in Frieden! B.

**Marienthal.** (Entre Rios.) 20. August 1901. Seit dem 13. Juni hatten wir keinen Regen, bis der gnadenreiche Portiunkulatag (2. August) uns einen solchen bescherte. Darauf folgte aber wieder trockenes Wetter. Die Frucht steht schwach. Es ist Mangel an Futter. Auf eine gute Ernte ist beinahe nicht zu hoffen. —

Der 2. August ist der große Ablaßtag. Von allen Seiten kamen die Gäste heran. Am Vorabend wie am Tage selbst hörten vier Priester die Beicht der Gläubigen. Um 6 Uhr war eine Frühmesse. Um 10 das Levitenamt, dem fünf Geistliche beiwohnten. In allem waren acht Priester zugegen. 12,000 Personen wurde die Kommunion ausgeteilt. Das Hochamt celebrierte der Hochw. Herr P. K. Degenhart. Große Freude empfing jedes Herz. Mögen wir noch recht oft dieses Fest erleben! M. G.

## Aus Welt und Kirche.

### a) Inland.

**Saratow.** Der Edelmann Benedikt Filipowitsch aus der Diözese Kowno hatte vor 8 Jahren seine Frau verlassen und war nie mehr zu ihr zurückgekehrt. Infolgedessen wandte sich die Frau an das dortige Konsistorium mit der Bitte, vermittelt Rundschriften in allen Diözesen Nachforschungen anzustellen. Die Bitte wurde erfüllt. Das Kownoer Konsistorium schrieb an alle andere (katholische) Konsistorien, und diese ihrerseits an alle Dekane, welche die Zirkuläre von den Seelsorgern verkündigen ließen. Infolge einer solchen Bekanntmachung meldete man Herrn P. Otto Böhm, daß der genannte Filipowitsch in Kamenskoje gelebt habe, aber am 26. Mai d. J. im Dnjepr ertrunken und vom Schulzen des Dorfes Suchotschewka auf freiem Felde beerdigt sei. Hierüber wurde nun von unserem Konsistorium an das in Kowno Bericht erstattet. Dergleichen Nachforschungen über entlaufene polnische Ehemänner oder Weiber finden öfters, aber fast immer resultatlos statt. Besonders schlimm muß es mit der ehelichen Treue in der Wilnaer Diözese stehen; denn dort wird der Schwur „dich auch nicht zu verlassen, bis uns der Tod scheidet“ sehr oft gebrochen.

**Petersburg.** Der „Prawitelstweny Westnik“ veröffentlicht in einem veränderten Extrablatt nachstehenden telegraphischen Bericht des Korrespondenzbureaus „Paris Nouvelles“ aus Compiègne vom 8. (21) September:

„Anlässlich der Ankunft Ihrer Kaiserlichen Majestäten in Frankreich haben die französischen Blätter eine Reihe begeisterter Artikel veröffentlicht. Das „Journal des Débats“ bringt seinen Lesern die Geschichte der Entstehung des französisch-russischen Bündnisses in Erinnerung und stellte fest, daß die gerechte und fruchtbringende Politik diejenigen überdauert und ihr Gedächtnis verewigt, die zu

ihren Erfolgen beigetragen. Der „Temps“ sagt: „Unsere mächtigen Freunde haben der gesamten Welt erklärt, daß von nun an ihre Politik mit der unseren verknüpft ist. Nichts kann in Europa und in anderen Ländern der Welt vor sich gehen, ohne das Rußland und Frankreich dazu ihr Wort sprechen. Und dank der wunderbaren Eintracht, die auf gegenseitigen Konzessionen unveränderlicher Freundschaft beruht, bleibt diese Erklärung immer dieselbe.“ „La République“ schreibt: „Kaiser Nikolaus II. erscheint in der Welt als Verkündiger des allgemeinen Friedens und wird für die Geschichte als solcher verbleiben. Er hat die russische Macht zu herrlicher Entfaltung gebracht, und indem er deren Kräfte die unsrigen hinzufügte, Seine Machtfülle zur Verhinderung von Kriegen vervielfältigt. Die Strahlen des Friedens gehen von Ihm aus.“ Der „Figaro“ führt aus, daß das Bündnis für den russischen Monarchen den erhabenen Zweck des univerralen Nutzens, der Festigung der allgemeinen Ordnung und mit dieser zugleich des Friedens habe, und fügt hinzu: „Der Kaiser sprach Seine bedeutsamen Worte nach der Revue der französischen Flotte und am Tage vor der Revue unserer Armee. Somit erscheinen sie als eine Verherrlichung des Zweibundes und seiner Macht und als Hinweis auf sein ethisches Programm. Die vereinigten Streitkräfte Rußlands und Frankreichs bilden die Armeen der Haager Konferenz.“

**Mariupol.** Der letzte Mariä-Himmelfahrtstag wurde hier durch eine Reihe größerer und kleinerer Prügeleien nicht eben verherrlicht. Eine dieser Affairen, welche das Einschreiten der Behörden notwendig machte, nahm einen recht ernsten Charakter an. Am 15. August beginnt dem „Pria. Krai“ zufolge am Ort der Jahrmart, zu welchem eine Masse Volk zusammenströmte. Im vorliegenden Fall hatte die Polizei, um einen gar zu großen Auflauf vorzubeugen, energische Maßregeln getroffen, unter anderem die Errichtung von Schaubuden und das Arrangement sonstiger Jahrmarktvergnügungen strikt untersagt. Trotzdem ging es nicht ohne einen großen Skandal ab. Aus einem Streit zwischen zwei Ortsbewohnern entwickelte sich allmählich ein größeres Handgemenge, welches ein herbeieilender Gorodowoi zu schlichten suchte. Kaum hatte sich aber der Wächter der Ordnung blicken lassen, so fiel die Menge über ihn her, schlug ihn, trat ihn mit Füßen und entriß ihm den Säbel. Ebenso erging es einem zweiten Gorodowoi, als er seinem Gefährten Hilfe leisten wollte. Eine tausendköpfige Masse umstand die Stelle und schrie: „Haut die Polizei!“ denn es hieß, daß die Polizisten auf die Leute eingeschlagen hätten. Den zerbleuten Gorodowois gelang es indessen zu entkommen, worauf die beiden Räufelstärker Schewtschenko und Sheleujak mit den entblößten Säbeln an der Spitze der immer mehr anwachsenden Menge sich nach der Polizeiverwaltung begaben, um über das Verhalten der Gorodowois Klage zu führen. Als sie vor der Polizeiverwaltung angelangt waren, ging einer der Säbelträger in die Kanzlei hinein, wo er den dejourierenden Revierraufseher antraf. Als letzterer, von Gorodowois unterstützt, den Versuch machte, sich der geraubten Waffe zu bemächtigen, rief der Mann zum Fenster hinaus: „Leute heran!“ Sogleich strömte der Haufe in den Hof des Polizeigebäudes und begann zu toben und mit Steinen zu werfen, wodurch der Revierraufseher an der Hand verwundet und ein Gorodowoi sehr schwer verletzt wurde. Auch das Eintreffen des Polizeimeisters stellte die Ruhe nicht her, so daß nichts übrig blieb, als eine Kompanie Militär aufzubieten, welche schließlich die Tumultuanten auseinandertrieb. Mehrere Personen sind verhaftet und eine Untersuchung ist eingeleitet worden.

**Tomsk.** Die Eingeborenenfrage im Kreise Tomsk des Altai-bezirks ist der „Sib. Schisn“ zufolge in eine neue Phase ihrer Entwicklung eingetreten. Bisher verfügten die Eingeborenen der Telenst- und Malo-Korjakowskiverwaltungen unbehindert über große Flächen, die ca. 200,000 Desjatin umfaßten, und hielten dieselben für ihr rechtmäßiges unantastbares Eigentum. Die bisweilen zwischen ihnen und der bäuerlichen Bevölkerung der Umgegend entstandenen Grenzstreitigkeiten wurden von den örtlichen sibirischen Autoritäten meist zu Gunsten der Eingeborenen entschieden. Das ist nun in diesem Jahr ein wenig anders geworden. In Grundlage des Gesetzes vom 31. Mai 1899 sind den Eingeborenen Landanteile und Waldparzellen zu je 18 Desjatin pro männliche Seele anzuweisen, was vergleichsweise nicht viel ist, da bisher 50–60 Desjatin pro Seele gerechnet wurden. Ein so bedeutendes Zurückgehen

des Landbesitzes ging den Eingeborenen sehr zu Herzen, und sie beschloßen, die Wiederherstellung ihres Eigentumsrechts an dem ganzen Areal bei den höchsten Gerichtsinstitutionen anzustreben. Nachdem unaufhörliche Prozesse mit den Bauern die materielle Lage der Eingeborenen vielfach untergraben haben und die Vornittel zur Bezahlung der neuerdings in Anspruch genommenen Tomsker Ad-vokaten ausgegangen sind, soll mit Grund und Boden gezahlt werden. Wie es heißt, wird ein Rechtsanwalt in Tomsk die Sache der Eingeborenen der Malo-Korjakowskiverwaltung unter der Bedingung führen, daß ihm — vorausgesetzt, daß der Prozeß gewonnen wird — 15% des gesamten Areals, welches mehr als 100,000 Dessjatin beträgt, zufallen sollen. Demnach gewinnt der Anwalt im Glücksfalle 15,000 Dessjatin Landes, deren Wert auf ca. 150,000 Rbl. zu veranschlagen ist.

**Moskau.** In sympathischer Energie arbeitet die Gesellschaft zur Kräftigung der Nüchternheit unter den Volksklassen eifrig an der Erfirierung ihrer Ziele weiter, wobei sie bei den örtlichen Armenkuratoren, trotz deren beschränkter Mittel, freudige Unterstützung findet. So hat sie neuerdings beschloßen, fahrende Volksküchen ins Leben zu rufen und dieselben schon im nächsten Monat, zunächst in denjenigen Rayons, in denen sich die Fabrikbevölkerung mehr konzentriert hat, in den Verkehr zu stellen. Für ein ganz geringes Entgelt soll den armen Leuten Gelegenheit geboten werden, ein frugales und sauberes Mittagessen zu erhalten, und wer die Verhältnisse kennt, in denen die russischen Arbeiter, namentlich aber die auf den Straßen beschäftigten, leben, wird das Segensreiche dieser schon längst notwendig gewordenen fahrenden Volksküchen voll und ganz anerkennen. Mit der Zeit beabsichtigt die bez. Gesellschaft solche Küchen auch für alle übrigen Stadtteile in den Verkehr zu stellen.

**Moskiew.** Ein großer Münzensfund ist den „Moj. Sub. Wed.“ zufolge kürzlich von einem Bauern im Kreise Gorki gemacht worden. Es sind 1210 orientalische Silbermünzen, anscheinend sämtlich dem 9. und 10. Jahrhundert angehörend. Der Fund könnte auf Handelsbeziehungen zwischen den Arabern und den Radimitschi durch Vermittelung der Walgabulgaren hindeuten oder auf Wohnstätten der Chojaren, welche einst den Radimitschi tributpflichtig waren.

**Schita.** Über die Unsicherheit des Eigentums auf der Sibirischen Bahn klagt der „Sib. Westn.“ Die Bagage der Passagiere kommt in gleicher Weise abhandelt wie die mit den Warenzügen beförderten Frachten, und es ist interessant zu beobachten, was dabei für Klüfte zur Anwendung gelangen. Da steht z. B. ein Weichensteller neben einer befrachteten Plattform; der Wächter hat sich aus irgend welchem Grunde abgewandt, und in demselben Moment gelingt es dem Weichensteller ein Kollie herabzureißen und es in den danebenstehenden leeren Warenwaggon zu stoßen. Nach einiger Zeit erscheint der Zugkoppel, der, im Einverständnis mit dem Weichensteller, dem Maschinisten die Weisung erteilt, einen angeblich defekten Waggon auf den Seitenstrang zu bringen. Natürlich ist das der Waggon mit dem gestohlenen Kollie, und er wird, nachdem in aller Stille eine eingehende Besichtigung vorgenommen, wieder für tauglich erklärt. Unlängst fand man in einem Waggon statt der Zuckerhüte, die drin sein sollten, nur hölzerne Modelle, die sorgfältig in das blaue Papier eingehüllt waren. — Reklamiert der Reisende seine Bagage, so wird ihm kurz und bündig gesagt: „Lassen Sie doch das Kratzen und nehmen Sie das, was man Ihnen nach der Tare pro Pfund bezahlen wird; Sie halten uns nur unnützig auf.“ Ironisch wird dann wohl auch noch hinzugefügt: „Da Ihre Sachen verloren gegangen, sind sie natürlich teurer gewesen.“ Mit diesen zu einer epidemischen Krankheit ausgewachsenen Zuständen aufzuräumen, wäre wohl die höchste Zeit.

**Odeffa.** In Odeffa findet binnen kurzer Zeit ein großer Prozeß wegen Unterschleife statt, die von dem mietweise angestellten Artel des Odeffaer Zollamts begangen worden sind. Der örtliche Korrespondent der „Nowosti“ schreibt darüber: „Im Laufe einer ganzen Reihe von Jahren bemerkten die hiesigen Großindustriellen beim Empfang von Blatteisen, das aus England geliefert wurde, bedeutende Fehlbeträge in der Menge der Ware und Beschädigungen oder auch gänzlichen Mangel der Verpackung. Erst kürzlich gelang es mit Hilfe der Polizei eine ganze Bande von Leuten zu entdecken, welche sich mit der Beiseiterschaffung und dem Verkauf der Ware in großem Maße beschäftigte und Hunderttausende auf diese Weise hat verschwinden lassen. Die Ange-

hörigen der Privatartelns eigneten sich systematisch ganze Partien der eintreffenden Rippen zu und lieferten sie bestimmten Aufkäufern für einen Spottpreis in die Hände, wobei sie nicht selten unterstützt wurden. Die Sache ist um so ernster, als auch die Interessen des Fiskus geschädigt werden, da die Einfuhr des unterschlagenen Gutes zollfrei stattfand. Außer dem Artel ist eine Anzahl von Privatpersonen in Anklagezustand versetzt.“

## 6) Ausland.

**Rom.** Bei kürzlich vorgenommenen Ausbesserungen in der Basilika der heiligen Johannes und Paulus auf dem Monte Coelius, ganz nahe beim Kolosseum, fand man, wie der „Köln. Bztg.“ berichtet wird, die Leiber von 16 Blutzengen unserer heiligen Kirche aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus. Es sind dies die Heiligen Crispinus, Crispinianus und Benedikta, Freunde der um ihres Glaubens willen hingerichteten kaiserlichen Hofbeamten Johannes und Paulus, die deren Leiber ebendasselbst bestattet hatten und vom Kaiser Julian zur Strafe den gleichen Tod erlitten. Ganz in der Nähe fand man auch die Überreste von zwölf Mitgliedern der römischen Kolonie Scillium in Afrika vor, die um das Jahr 180 den Martyrertod erlitten. Ihre Namen sind auf die Nachwelt gekommen: Speratus, Martallus, Cytinus, Veturius, Felix, Aquilinus, Veracius, Samaria, Generosa, Bastia, Donata und Secunda. Ihre Leichname sind jetzt in Sarkophagen untergebracht und vorläufig in der Unterkirche beigesetzt, um binnen kurzem zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt zu werden.

**Italien.** In San Marino feierte die kleine Republik das „seltsame Fest“ ihres 1600jährigen Bestehens. Eine große Menge Fremder hatte sich auf diesem republikanischen Berge Italiens eingefunden. Zur religiösen Feier erschien der hochw. Kardinal Svampa von Bologna, zu deren Erzdiözese die Republik „mit einem Erzpriester“ gehört und celebrierte in der Hauptkirche, am Altar des seligen Marino ein feierliches Pontifikalamt. Vorher hatte er der Excellentissimen Regentenschaft der Republik in dem großen Saale des Regierungspalastes einen ceremoniellen Besuch abgestattet, bei welcher Gelegenheit die Bürgerwehr und die Garde der beiden regierenden Kapitäne dem Kardinal die militärischen Ehrenbezeugungen erwiesen.

**Südafrika.** Die Engländer sind mit dem Ergebnis der Ritchehenschen Proklamation überall äußerst unzufrieden. Die Freunde des Oberstkommandierenden in Südafrika beeilen sich zu erklären, daß Lord Ritcheher die Proklamation weder verfaßt noch angeraten, sondern sie nur gebilligt habe. Um das Benehmen der Buren gegenüber der Proklamation zu illustrieren, veröffentlicht eine Londoner Zeitung folgenden Auszug aus einem Brief, den ein Mitglied der südafrikanischen Polizeitruppe geschrieben hat. Es heißt darin:

„Wir sandten heute einen Hauptmann und einen Gemeinen von unserem Korps aus mit der Proklamation Lord Ritchehers wegen der Übergabe vor dem 15. September, aber die Buren erklärten, sie wollten sich nicht ergeben, sondern kämpfen, solange sie lebten. Außerdem hatten sie noch die Freiheit, fragen zu lassen, wie viel die Eier in Johannesburg kosteten, sie hätten übermäßig viel und werden froh sein, wenn sie verkaufen könnten. Man wird nun wohl einsehen müssen, daß, wenn dieser Geist noch lange unter ihnen bleibt, es mit dem Ende des Krieges seine guten Wege haben wird.“

**England.** Nach einer Kapstädter Zuschrift der „Frankf. Bztg.“ ist es den Engländern in der letzten Zeit gelungen, Näheres über den Spionage- und Nachrichtendienst der Buren zu erfahren.

Bekanntlich üben die Engländer einen starken Censurdruck über Südafrika aus. England unterhält in Südafrika fast an jedem kleinen Postamt gleichzeitig auch einen Censor, deren Zahl somit Legion sein müßte, wenn das Amt des Censors nicht meist mit demjenigen des Postmeisters oder, falls an dem Orte Militär liegt, mit demjenigen des Platzkommandanten vereinigt wäre. Dieser umständliche Organismus ließ sich nicht vermeiden, da die englische Militärdespotie das Briefgeheimnis in Südafrika abgeschafft hat und daher nicht allein die Eingänge der ausländischen Presse, sondern auch die Privatkorrespondenzen unter Kontrolle zu halten bemüht ist. Heute wird in ganz Südafrika, mit Ausnahme der drei großen Hafenstädte der Kapkolonie und Natal, kein Brief seinem Adressaten zugestellt, ohne daß der Censor sein Schandmal darauf gedrückt

hätte. Durch dieses Mittel hofften die Engländer, die geheimen Verbindungen zu entdecken, welche zwischen den Buren und ihren Parteigängern in der Kapkolonie bestehen. Doch da kamen diese auf ein höchst originelles Verständigungsmittel. Wenn z. B. Jan in Kapstadt dem Kommandanten Piet, dessen Vertrauensmann sich unter unauffälliger Adresse vielleicht in Worcester aufhielt, mitteilen wollte, daß die Engländer in großer Stärke z. B. ein Burenkommando anzugreifen beabsichtigten, welches sich in Calvina oder bei Clanwilliam aufhielt, so schickte er ihm eine „Cape Times“ oder irgend ein anderes Zeitungsblatt, welches infolge seiner ausgesprochen englischfreundlichen Gesinnung in ganzen Lande unbeanstandet ohne weitere Belästigung des Censors zirkulieren durfte; in diesem Zeitungsblatt waren dann gewisse Worte des Textes deutlich, aber ziemlich unauffällig unterstrichen oder sonstig hervorgehoben. Einzeln für sich betrachtet, besagten sie gar nichts; las man sie aber in der Reihenfolge eines bestimmten Schlüssels, welcher dem Empfänger bekannt war, so schlossen sie sich zu ganzen Sätzen zusammen und enthüllten einfach die geheime Mitteilung, die man den Buren zukommen lassen wollte. So erklärt sich allerdings manches, was den Engländern unbegreiflich schien.

**Amerika.** Der Mörder des Präsidenten Mac Kinley heißt, wie es sich jetzt herausgestellt hat, nicht Neumann, sondern Colgoz, ein Anarchist deutsch-polnischer Abkunft. Er wurde vom Gerichte bereits zur Todesstrafe verurteilt.

— Mac Kinleys Vermögen beträgt zweihunderttausend Dollars, die Hälfte in bar und in Obligationen, eine Lebensversicherung von sechzigtausend Dollars und Grundbesitz von vierzigtausend Dollars.

## A l l e r l e i.

Von einem Richter, der sich selbst wegen Trunkenheit verurteilte, erzählen amerikanische Blätter: „Der Richter Courtright von Winnipeg in Manitoba (Kanada) hat seit zwanzig Jahren in jener Stadt das ganze Justizwesen geleitet und sich den Ruf eines unbezweifelten Richters und strengen Vollstreckers der Gesetze erworben. Aus den Gerichtsprotokollen von Winnipeg ergibt sich, daß in den verfloffenen zwanzig Jahren nicht weniger als fünftausend Personen unter der Anklage der Trunkenheit vor Courtright geführt und von diesem exemplarisch bestraft wurden. Denn von allen „Verbrechen“ schien das „über den Durst Trinken“ bei dem Richter Courtright die größte Entrüstung hervorgerufen. Man kann sich also lebhaft denken, wie bestürzt der Richter war, als er — vor kurzem war's — eines Morgens zu der furchtbaren, niedererschmetternden Überzeugung gelangte, daß er selbst in der Nacht vorher einen ganz anständigen Rausch gehabt hatte. Und das war so zugegangen: Herr Courtright hatte den Besuch eines alten lieben Freundes von Vancouver bekommen, dem er die Sehenswürdigkeiten der Stadt Winnipeg zeigen wollte. Nach jahrelanger Trennung fanden die beiden alten Freunde natürlich ein besonderes Vergnügen daran, solange als möglich bei Tisch zu sitzen und Jugenderinnerungen auszutauschen; und ebenso natürlich war es, daß zwischen Rede und Gegenrede mehr als ein Gläschen geleert wurde, so daß der Richter, als der Freund von Vancouver etwas unsicheren Schrittes sein Bett aufsuchte, sich in einer so glücklichen Stimmung befand, daß er nicht das Herz hatte, auch schon schlafen zu gehen, sondern es vorzog, noch einen kleinen „Bummel“ durch die Bierhäuser der Stadt zu machen. Als er ins Hotel zurückkehrte, hatte seine Freude einen solchen Grad erreicht, daß er durchaus mit dem Zimmermädchen einen Indianertanz tanzen und dazu eine wilde Kriegshymne der Rothhäute singen wollte. Die Folge war, daß ihn der Hotelbesitzer ausziehen und wie ein Wickelkind ins Bett tragen mußte. Tags darauf wurde in Winnipeg die Gerichtsbesitzung mit bedeutender Verspätung eröffnet, und die Bevölkerung der guten Stadt schien von dem nächtlichen Abenteuer ihres hochverehrten Richters schon etwas gehört zu haben, denn der Saal war dicht besetzt. Endlich erschien Herr Courtright, setzte eine noch strengere Amtsmiene auf als gewöhnlich und eröffnete die Sitzung: „Franz Courtright,“ rief er mit fester Stimme, „stehen Sie auf.“ Und da er selbst der also angeredete war, erhob er sich, ohne erst weitere Befehle abzuwarten. „Courtright,“ fuhr der Richter fort, indem er mit etwas unflorter und leise zitternder Stimme das Wort an sich richtete. „Sie haben sich gestern abend eines verabscheuungswürdigen Verbrechens schuldig gemacht: Sie sind betrunken gewesen — widersprechen Sie nicht, Sie waren wirklich betrunken — und ich bin zu meinem Bedauern gezwungen, Sie zu zwanzig Dollars Geldstrafe zu verurteilen.“ Im Saale herrschte Grabesstille, man konnte die Fliegen fliegen hören. „Da Sie aber,“ so schloß der Richter seine Ansprache an sich selbst, „seit zwanzig Jahren ein durchaus tadelloses Leben geführt haben, will ich Ihnen die Strafe gern erlassen. Die Zuhörer klatschten Beifall, und der Gerichtsdienner rief die zweite Sache auf, die auf dem Gerichtskalender stand.“

## Fruchtpreise.

	Weizen.		Roggen.		Gerste.
	Türkischer.	Russischer.			
Saratow . . .	1 R. —	R. 1 R. 1 R. 80	90 R.	60—62 R.	65—85 R.
Bokrowsk. . .	1 R. 11	R. 1 R. 15	R. 92—94	—	—
Nikolajewka . .	1 R. 5	R. 1 R. 10	R. 86—94	—	—
Warenburg . . .	1 R. 13	R. 1 R. 14	R. —93	—	—
Lauwe . . .	1 R. 10	R. 1 R. 11	R. 90	91 R.	—
Ramshchin . . .	1 R. 3	R. 1 R. 5	R. 87—90	—	—
Nowousenj . . .	1 R. —	R. 1 R. 3	R. —	—	—
Rudnja . . .	—	R. 94—97	R. —	—	—
Katharinenst. .	1 R. 8	R. 1 R. 13	R. 91—92	—	—
Obeffa . . .	—	—	—	78—85 R.	58—62 R. 57—60 R.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.

Magazin-Niederlage

# Iwan Dawydow

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

—) Speziell (—)

## Farben, Lacke, Firnisse,

alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher.

Preiskurante und Ankünfte unentgeltlich.

Die Preise sind auf alle Waren außer Konkurrenz.

## In Christina

ist die Küster- und Lehrerstelle vakant.

Freie Wohnung mit Beheizung. Gehalt nach Übereinkommen. Kandidaten mögen sich melden beim Ortsgeistlichen. Adresse: St. Новая—Одесса, Херсон. губ., село Христина, св. Н. Крафтъ.

\*\*\*\*\*

\*\*\*\*\*

## Küster und deutsche Lehrerstelle in Straßburg vakant

Anmeldungen zu richten an Pfr. Fr. Scherer

St. Ю.-З. Ж. Д. Кучурганъ.

\*\*\*\*\*

\*\*\*\*\*

## Auf 8 Monate

wird ein Hauslehrer Katholik, gesucht. Gehalt 25 Rubel monatlich nebst Wohnung und Tisch. Anbietungen richte man an die Redaktion des „Klemens.“

## Für eine Familie

wird ein Lehrer gesucht. Gehalt 200 Rubel, Tisch und Wohnung frei. Man melde sich an folgende Adresse: St. Новая—Одесса, Херсон. губ., село Христина, г. св. Н. Крафтъ.